Seelenreparatur.

Wenn die Schiffe von einer Fahrt auf dem Meere, wo sie vielleicht mit Stürmen gekämpft und auf Klippen gestoßen sind, in den Hafen zurückkehren, so werden sie in die sogenannten Docks geschleppt und dort, ehe sie wieder hinausfahren auf den großen Ocean, einer gründlichen Reparatur unterworfen. So mag es auch manche Christen geben, deren Lebensschifflein ein Jahr, vielleicht viele Jahre auf dem Lebensmeere umhergetrieben ist, in vielen Stürmen vielleicht großen Schaden gelitten, an manchen Klippen große Risse bekommen hat. Jetzt die Fahrt, ohne alles in rechte Ordnung gebracht, ohne alles ausgebessert zu haben, noch einmal zu wagen, wäre verwegen. Wer weiß, ob dann das beschädigte und leck gewordene Schiff nicht bald schnellem Untergange geweiht wäre. Drum lasse doch jeder in dieser hl. Osterzeit dieses sein Lebensschiff wieder einmal einlaufen in den Hafen, empfange jeder die hl. Sakramente und halte einmal ganz besonders gut sein Osterfest, bessere einmal jeder in einer guten, demütigen, reumütigen Beichte die Schäden aus und die Risse, die durch die Leidenschaften entstanden sind und wodurch nun die Gewohnheitssünden Welle auf Welle sich ergießen und das Schiff bis zum Untersinken beschweren, schließe jeder wieder. Man gebe durch eine würdige Kommunion der Seele wieder einen frischen Anstrich, erneuere Mast und Segel und lasse wieder an den Planken angeschlagen werden seinen Namen als den eines ganzen katholischen Christen. Und dann fahre man wieder neubelebt und neugestärkt hinaus über das stürmische Lebensmeer! Gott gebe dann glückliche Reise und selige Fahrt!

Diasporakinder.

V.

Der Abschied.

Es ist eineinhalb Jahr später. In Bremerhafen liegt einer der großen, stattlichen Lloyddampfer zur Abfahrt bereit. Auf dem Deck desselben, etwas seitwärts, den Blick auf die Wesermündung gerichtet, steht eine Gruppe Franziskaner, in ihrer Mitte ein Herr in den mittlern Jahren.

„Das ist recht von Ihnen, Frater Bernardus," spricht ein älterer Franziskaner, zu dem jungen, ihm zur Seite stehenden Mitbruder, grüßen Sie dort hinüber in der letzten Stunde nochmals ihr schönes Weserland." „Ach ja, Pater! Ich denke eben einige Jahre zurück, wo ich so gern an dem sandigen Ufer der Weser stand und ihren Wellen zuschaute, die mir soviel erzählten aus vergangener Zeit, von Cheruskern und Germanen, von Sachsen und Friesen, von Bonifatius und Ansgarius!"

„Und nun geht dein Wunsch in Erfüllung, nicht wahr, Felix?" redet der dabeistehende Herr, der kein anderer als Herr Berg ist, seinen Sohn an. „Nun kommst du nach Amerika, das von jeher dein Ziel war," wobei sein Blick über die weite vor ihm liegende Wasserfläche glitt.

„Und wie sonderbar fügt es der liebe Gott," sagte Frater Bernardus, zu seinem Vater gewendet, wobei ein Strahl von Begeisterung über das schmale, aber so intelligente Gesicht glitt: „Nun geht es nach demselben Californien, wo von ich einst träumte, dort ein reicher Mann zu werden und Euch viel Geld zu bringen. Jetzt suche ich dieses nicht mehr, sondern ich hoffe, daselbst meine Studien fortzusetzen und zu vollenden, und so Gott es will, wankt mir in diesem fernen Lande eine weit höhere Aufgabe und finde ich dort später, was ich nun erst erstrebe, das Priestertum.

Herr Berg war so mit sich selbst und den vor ihm stehenden Sohn beschäftigt, daß er gar nicht bemerkte, daß es Zeit für ihn wurde, das Schiff zu verlassen.

Hin und wieder liefen Matrosen von dem einen Schiffsende zum andern oder kletterten die Masten hinauf, um gegebene Befehle auszurichten. Die Steuerleute begaben sich auf ihre Posten und unten im Maschinenraume regten sich viel kräftige Arme. Alle Ventile und Luken wurden noch einmal geprüft, ehe das Kommando zur Abfahrt erscholl.

In der blauen, goldbetreßten Uniform erschien der Kapitän, ein wettergebräunter, starker Mann, der, wie auch der nebenstehende Lootse Mut und Unerschrockenheit besitzen muß, gepaart mit Geistesgegenwart, wenn dem Schiffe Gefahr droht.

Sein scharfes Auge gleitet von dem ihm anvertrauten Schiffe über die weite See und dann prüfend in die Masten hinauf, von dessen Spitzen auch die Flaggen schwarz-weiß-rot wehen.

Alle müssen das Schiff verlassen, die nicht zu den Reisenden gehören. Es sind nicht sehr viele, die einem scheidenden Freunde oder einem lieben Familienglied bis hierhin das Geleite gegeben.

Herr Berg weiß nicht, wie eigen es ihm auf einmal wird; die Kehle ist ihm wie zugeschnürt, und er will doch immer ein Mann sein?

Gut, daß Felix's Mutter hier jetzt nicht steht, es wäre zu hart für das arme Mutterherz!

Mit einer energischen Willensanstrengung reicht er den übrigen Patres die Hand, ihnen eine „Glückliche Reise" wünschend. Mit Ungestüm reißt er darauf den Sohn an sich und umarmt ihn. „Gott segne Dich immer, mein Kind!" vermag der Vater nur mit bebender Lippe zu sprechen, dann stürzt er auf die Schiffstreppe zu.

Herr Berg ist der Letzte, der das Schiff verläßt. Er sieht nicht, daß ihm neugierige und teilnehmende Passagiere nachschauen. Sein Ohr vernimmt nicht den tosenden Wellenschlag, der am Kiel des Schiffes sich bricht, daß der weiße Gischt hoch an den Flanken hinaufspritzt. Sein Innerstes ist gerade so in Aufruhr, wie rings um ihn die Fluten.

Er kommt erst wieder zum Bewußtsein, als das Abfahrtssignal ertönt und die Ankerkette rasselte. Da erscholl auch schon das Abschiedslied an Bord:

„Nun ade du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland, ade!
Es geht jetzt fort zum fremden Strand, lieb Heimatland, ade."

Unter den Klängen des Liedes, das die Schiffskapelle spielt, setzt sich der große Dampfer in Bewegung.

Herr Berg steht an der äußersten Spitze der Landungsbrücke. Von hüben wehen die Tücher der Abfahrenden und manches Wort hallt übers Wasser den Zurückbleibenden zu.

Dem Vater ist es zu Mute, als drehe sich die ganze Umgebung um ihn herum und entferne er sich immer mehr vom Schiffe. Doch es ist nur Sinnestäuschung.

Er selbst steht fest auf einer Stelle, aber dort drüben zeigt die Furche, die der Dampfer hinterläßt, und über die sogleich von beiden Seiten die Wellen gemeßig ineinander schlagen, daß das große Schiff den Hafen verläßt. Er vermag seinen Sohn noch zu unterscheiden, der fortwährend sein Taschentuch schwenkt.

Mit jeder Minute wird die Entfernung größer, werden die Umrisse des Schiffes kleiner und unkenntlicher. Der Vater herrt noch immer auf seinem Platz, bis er nur noch einen kleinen winzigen Punkt sieht, der, wo sich dort in der Ferne Horizont und Meer zu berühren scheinen, liegt, und plötzlich verschwindet.

Er hatte nicht geglaubt, daß ihm der Abschied so schmerzlich sein konnte. Mit einem stillen Gebete für den fortgegangenen Sohn sah er nochmals über das weite Meer, bevor er sich zur Heimreise wandte.

Still hatten auch die Passagiere dem Scheidegruß gelauscht, den die Musik dem Heimatlande sendte.

Frater Bernardus Auge schweifte von der Gestalt seines Vaters hinüber zur Wesermündung, dort, wo sein geliebter Heimatfluß sich in's Meer ergoß.

Dann eilten seine Gedanken noch einmal den Strom hinauf, wo, eingerahmt von grünen Wiesen und Marschen, seine Vaterstadt mit seinem Elternhause lag.

Gestern abend waren sie noch einmal um den großen Teetisch vereinigt gewesen, Vater und Mutter und seine sieben Geschwister. Freude und Wehmut bewegte das Mutterherz, da sie auf ihren fröhlichen Kinderkreis sah und dann an den Abschied dachte.

Felix sorgte durch seine Unterhaltungen, daß Alle in heiterer Stimmung blieben und den Seinen die bevorstehende Trennung nicht allzu fühlbar wurde.

Später suchte seine Schwester Maria Angela ihn noch auf.

„Ach Felix, erzähle mir noch etwas von Deinem Kloster", sprach sie bittend, „es klingt mir Alles so fremd und schön, und ich möchte noch so gerne viel von Dir hören."

Sie war noch dieselbe anhängliche Schwester von früher. Das feine ovale Gesicht mit den sanften, blauen Augen und dem blonden Haar, das sie gescheitelt trug, gaben ihr ein madonnenähnliches Aussehen.

Maria Angela stand in den Jahren, wo Kindheit und Jugendzeit sich begegnen. Beide reichen sich wohl noch eine zeitlang schwesterlich die Hand, dann verschwindet die erstere in das Reich der Vergangenheit, und die letztere tritt an Stelle der fröhlich sorglosen Gefährtin, um in Zukunft die Begleiterin des hoffnungsfrohen Menschenkindes zu sein.

Maria Angela hat mit wachsendem Interesse den Worten des Bruders gelauscht.

„Ach, Felix, könnte ich auch später einmal solchen Platz ausfüllen, wie Du es vor hast!" gab sie ihm zur Antwort.

„Nun gehst Du morgen für immer fort, und mir ist es, als müßte ich auch mit Dir gehen!"

„Aber Schwesterchen, weine doch nicht!" sprach der Bruder, als er sah, daß Tränen an ihren Wimpern zuckten. Mich hat der liebe Gott am Tage unserer ersten heiligen Kommunion gerufen, darum gehe ich jetzt. Sieh! diesen Herbst gehst Du auch fort in's Institut, wo unsere Mutter und Katharina auch gelernt haben, und dann studiere tüchtig und eifrig, daß Du später eine gute Lehrerin wirst. Es ist gleich, ob Du Deine Tätigkeit einmal in einer Schule oder in einer Familie als Gouvernante findest; in beiden Stellungen vermagst Du als Erzieherin Gutes zu säen. Du weißt, es ist unserer Eltern Prinzip, daß ihre Kinder alle etwas Tüchtiges lernen, ob sie es einmal nötig haben oder nicht, ist gleich. Bleiben die häuslichen Verhältnisse immer gut, so steht das früh Gelernte nicht im Wege und tritt der gegenteilige Fall ein, dann könnte es ein Kapital werden, das noch reichliche Zinsen einträgt. »Was man im Kopfe hat«, sagte der Vater immer, »kann kein Dieb holen und kein Bankkrach zerstören.«

Güldene Brockensammlung.

Da steht nun vor mir auf meinem Tisch — Die zweite gar schöne Monstranz. — Rings blitzet im Lichte der Abendsonn' — Der goldene Strahlenkranz.

Von blauen Perlen zierlich umrahmt — das Gehäuf, das die Hostie trägt, — Ringsum läuft ein zarter Blätterschmuck — In seinem Silber geprägt.

Darüber ragt das Kreuzchen empor, — In der Mitte ein Diamant, — Den uns geschenkt zu besonderer Zier — In Lieb' eine freundliche Hand.

Und wer nun kommt herein zu Besuch, — Und dann das Monstränzchen erblickt, — Der ist von des Meisters prächtigem Werk — Sogleich auf das höchste entzückt.

Und freut sich mit uns und ist voller Lob — Für unsere Goldschar, — Die in so edelem Opfersinn — Beim Werke betätigt war.

Welch' Freude erst in der Diaspora, — Wenn bald bei der Sonne Glanz — In den armen Kirchen auf dem Altar — Hell leuchtet die schöne Monstranz.

Nicht lange, wenn erst es fünfzig sind, — das halbe Hundert ist voll, — Dann aber auch über Berg und Tal — Der Jubel erklingen soll.

Drum Bröckchen, wo immer du liegest im Schrank, — Erhebe dein Stimmchen fein, — Und ruf dem Besitzer freundlich ins Ohr: — „Ich möcht' auch bei der Sammlung sein!"

Kloster Marienberg.

Ungenannt 21 Mark für ein Gedenkding Barbara. Ungenannt aus Neuß eine goldene Brille. Ungenannt aus Büttgen ein goldenes Kreuzchen mit Halskette. Ungenannt aus Neuß eine goldene Uhr mit Kettchen und einigen Kleinigkeiten.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4e zône.)



Nr. 19. Sonntag, 11. Mai. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 11. Mai: Gangulf.
Montag, 12. Mai: Pankratius.
Dienstag, 13. Mai: Servatius.
Mittwoch, 14. Mai: Christian.
Donnerstag, 15. Mai: Sophia.
Freitag, 16. Mai: Johannes v. Nep.
Samstag, 17. Mai: Bruno.

Sonntagslesung.

Von den Uebungen der Gottseligkeit.

Das Leben des Gottseligen muß mit allen Tugenden geziert sein, damit er im Innern genau das ist, was er im Aeußern zu sein scheint. Jeden Tag sollen wir unseren Vorsatz ernstlich erneuern, denn wie unser Vorsatz, so ist der Fortschritt unserer Besserung. Wer immer anfängt, in seinen Bemühungen um die Tugend lässig zu werden, geht den Krebsgang. Wenn nun aber der, der schon einen starken Vorsatz gefaßt hat, so leicht wieder im Guten schwach und schwankend wird, was muß dann aus dem werden, der sich selten oder nur so halb und halb, noch schwankend zwischen Wollen und Nichtwollen, sich etwas Gutes vorsetzt?

Unsere Vorsätze sollen nie ins Allgemeine laufen, sondern sie müssen immer auf etwas Bestimmtes gerichtet sein, vor allem gegen das, was wir einen Fehler nennen, der mit unserer Charakteranlage, unserem Temperamente zusammenhängt oder durch die Stellung, die wir bekleiden, den Beruf den wir haben, bedingt ist. Der Vorgesetzte wird bei seinen guten Vorsätzen etwas anderes im Auge haben müssen, wie der Untergebene, der Reiche auf andere, wie der Arme, der Priester und Ordensmann auf etwas anderes, wie der Laie. Immer muß jeder gute Vorsatz in letzter Linie auf die Gottes- und Nächstenliebe gerichtet sein, aber diese Liebe äußert sich bei den einzelnen Ständen in verschiedenen Formen.

Thomas v. Kempen I. 19.

Eines rechten Christenmenschen
Leben sei ein tugendreiches
Nicht bloß äußerlich vor den Menschen
Innerlich vor Gott ein gleiches!

Die kleine Weile.

Kaum ist vielleicht ein anderes Wort des göttlichen Heilandes so sehr der Liebling, Freund und Tröster der Christenheit geworden, wie dieses. Das mag wohl daran liegen, daß es in seiner eigentümlichen Mischung von Wehmut und Trost, von Schmerz und Hoffnung, von Lichtung und Verschleierung der Zukunft so recht der Gemütsverfassung des christlichen Pilgers auf Erden angepaßt ist und mildreich und klar den Akkord für die Stimmung der Seele in der Zeit des Erdenwallens angibt.

So findet das Wort, das ursprünglich von der Zeit vom Tode bis zur Auferstehung des Herrn gemeint war, eine übertragene Anwendung auf die kurze Weile unseres Erdenlebens, in der wir fern vom Herrn pilgern. In dieser Anwendung aber ist es voll ernster Mahnung, voll froher Hoffnung und voll kräftigen Trostes.

Wie schmerzlich ist für denjenigen, der sich einer Operation unterziehen muß, der Gedanke an die kommenden Schmerzen! Wenn aber der Arzt ihm sagt: „Fürchten Sie nicht, nur eine kleine Weile, dann ist alles vorüber", so ergibt er sich mutig in sein Schicksal.

Und wenn einer nach überstandener Krankheit, meinetwegen Lungenentzündung oder Typhus, sich unsäglich matt und elend fühlt, und nun der Doktor ihm erklärt: „Noch eine kleine Weile, dann sind Sie wieder ganz wohl, können das Bett verlassen und bald in den Garten gehen", wie verklärt sich dann dem Patienten durch dieses Trostwort die Welt!

Mit welcher Begeisterung sind unsere Soldaten in den Krieg gezogen, und wie zuversichtlich ließen Mütter und Frauen ihre Söhne und Männer gehen, weil alles dachte: „Nur eine kleine Weile, längstens bis Weihnachten, dann sind die Feinde geschlagen und wir haben den Frieden". Aber weil diese kleine Weile sich in die Länge zog und aus den vier Monaten vier Jahre wurden, so brach der Mut und mit dem Mut die Widerstandskraft, weil die Hoffnung auf Sieg.

Und ist es nicht wieder ein Trost für viele in dieser schlimmen Zeit der Revolution und der Anarchie, daß man sich sagt: „Eine kleine Weile kann das nur dauern, kann es doch unmöglich lange so weiter gehen?" Ein Trost allerdings, der nicht die Garantie des Wortes des göttlichen Heilandes hat, bei dem vielmehr nur der Wunsch und die Not Vater des Gedankens ist. Und doch liegts in der Menschen Hand, auch diese Schreckenszeit zu beenden und sie zu einer kleinen Weile zu machen, wenn alle, reich und arm, hoch und niedrig sich mit den Gesinnungen erfüllen wollten und von ihnen im Denken, Reden und Handeln sich leiten lassen würden, die der göttliche Heiland in der Bergpredigt zum Ausdruck gebracht hat.

Eine kleine Weile dauert auch nur das Erdenleben. Und die kleine Weile ist so voll Not und Elend, so voll Kummer und Tränen, daß man sagen sollte, auch der Gedanke an diese kleine Weile irdischer Pilgerfahrt müßte den Menschen ein Trost sein. Aber merkwürdig! Wagt man denn in der Regel einem Sterbenden, dem man es ansieht, er hat nur noch ein paar Tage zu leben, zu sagen: „Lieber Freund, sei zufrieden, nur noch eine kleine Weile, dann ist alles überstanden, alles Erdenleid vorüber?" Im Gegenteil, man meint, ihm sagen zu müssen, um ihn doch ja nicht zu betrüben: „Nur noch ein paar Tage Geduld, dann geht es wieder besser", und doch weiß man, nach diesen paar Tagen geht man hinter dem Totenwagen dessen her, den man soeben mit diesen Worten getröstet hat.

Wie kommt das denn doch, daß der Gedanke ans Sterben und die damit gegebene Befreiung von allem Leid meist so wenig Tröstliches hat? Ja, der Tod ist schon im Paradiese mit der Sünde verknüpft, und Sünder sind wir alle, und das Gericht, das Gott der Herr dort im Garten von Eden über die Schuldigen gehalten, es wirft seine Schatten vorauf auf das Gericht, das ein jeder von uns nach seinem Tode bestehen muß.

Doch wir sollten nicht fürchten: Hat denn nicht nach den Worten des Apostels Jesus, unser Heiland durch seinen Tod uns mit Gott versöhnt, dem Tode den Stachel genommen? Hat er nicht für unsere Sünden genug getan und sie mit sich ans Kreuz geschlagen und sie für den Neuigen für immer mit sich ins Grab gelegt?

Erheben wir uns denn in dieser Osterzeit aus diesem Grabe der Sünde, lassen wir diese Fessel, mit denen die Leidenschaft uns gebunden, zurück und wandeln wir in einem neuen Leben. — Denn „noch eine kleine Weile“ werden wir den in Herrlichkeit und ewiger Freude wiedersehen, den wir auf Erden als unsern Erlöser verehrt und dem wir als unserm Meister treue Gefolgschaft geleistet haben.

Frömmigkeit.

Fromm sein muß jeder Mensch, denn die Frömmigkeit ist nichts anderes, als die stete Bereitwilligkeit, alles zu tun, was auf den Dienst Gottes sich bezieht, d. h. in Glaube, Hoffnung und Liebe Gott die Huldigung zu schenken, die ihm als unserem Schöpfer und zugleich als unserem geistigen Ziele gebührt. Frömmigkeit ist eigentlich nichts anderes, als wahre Gottesverehrung, insofern sie sich durch innere und äußere religiöse Uebungen offenbart.

Die Hauptsache bei der Frömmigkeit ist nun selbstverständlich die innere Gesinnung, denn „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten“. Daher der Vorwurf des Propheten Isaias, den der göttliche Heiland auf die Pharisäer anwendet: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist fern von mir“.

Auf die innere Gesinnung darf sich aber die Frömmigkeit nicht beschränken. Die äußere Gottesverehrung darf nicht vernachlässigt werden. Die innere Gesinnung verlangt ja auch von selbst nach äußerem Ausdruck, gerade wie die Liebe tut zwischen Braut und Bräutigam, die Ehrfurcht tut, die man vor den Eltern, den Vorgesetzten, dem Alter hat.

Alles, was an äußeren Formen die Höflichkeit verlangt, das Erheben von seinem Sitze, das Hutabnehmen, das Zurrechtengehenlassen, die Verbeugung, der Gruß etc., alle diese Formen sind ja auch oder sollen wenigstens nichts anderes sein, als der Ausdruck innerer ehrfurchtsvoller, liebevoller, freundschaftlicher Gesinnung. So sind auch das Aufstehen beim Evangelium, das Niederknien vor dem Allerheiligsten oder bei der Wandlung, das Machen des Kreuzes, das Andiebrustklopfen sinnbildliche Zeichen der inneren anbetungs-, ehrfurchts- und demutvollen Gesinnung.

Wer sich über alle diese Aeußerungen der Frömmigkeit, wie die Kirche und die fromme Sitte sie fordern, hinwegsetzt, wer während der hl. Wandlung in der Kirche stehen bleibt, wenn das Allerheiligste zum Kranken an ihm vorübergetragen wird, nicht einmal den Hut abnimmt, den würde man ebensowenig einen frommen Christen nennen, wie man denjenigen, der sitzen bleibt, wenn ein Hochgestellter ins Zimmer tritt, der den Hut auf dem Kopfe behält, wenn jemand, dem er Achtung schuldig ist, ihn auf der Straße anspricht, als einen höflichen Menschen bezeichnen möchte.

Und wie derjenige, der sich aller äußerlichen Höflichkeit entschlagen würde, auch innerlich in seinem Denken und in seiner Gesinnung gegen die Mitmenschen allmählich verrohte, so würde auch bei dem katholischen Christen bald die innere Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen Gott verloren gehen, der die äußeren Uebungen der Frömmigkeit vernachlässigte.

Wenn mitten im Mai, wo alles grünt und blüht, ein Baum im Walde oder Garten steht, bei dem kein grünes Blättchen zeigt, daß noch Saft in seinem Stamm und in seinen Aesten und Zweigen ist, so sagt man einfach, er ist dem Leben abgestorben, er ist ein toter Baum. Wenn darum jemand, der in ganz katholischer Umgebung aufgewachsen ist und sich befindet, in Kirche und Haus, und überall sonst, wo eine religiöse Handlung stattfindet, sei es freudiger Art, wie bei Fronleichnamsprozessionen, sei es trauriger Art, wie bei einem Leichenbegängnisse, durch kein äußeres Zeichen seine religiöse Teilnahme bekundet, bei dem wird auch im Innern die religiöse Gesinnung bald dahin sein.

Nun muß man nicht meinen, in diesen Aeußerungen der Frömmigkeit läge ihr Wesen. Es gibt Menschen, die können in der Gesellschaft so galant, weltmännisch und höflich sich benehmen, daß man meinen sollte, es wären die edelgesinntesten Menschen, die sich denken ließen, und doch kann hinter dieser glatten Maske ein Gauner stecken. Die Hochstabler, die Betrüger, die Schwindler, die Industrieritter beherrschen gewöhnlich das ganze Gebiet höflicher Formen in der besten Weise. Dadurch täuschen sie gerade ihre harmlosen Opfer.

So kann es auch Christen geben, die in der Kirche beim Gebete sich tadellos zu benehmen wissen, aber was in der Brust, an die sie so demütig klopfen, und in dem Kopf, den sie so tief neigen, zuweilen für böse Wünsche und böse Gedanken stecken, das weiß der liebe Gott allein. Vielleicht wissen es auch die, die mit ihnen in einem Hause wohnen oder vielleicht gar das Opfer ihrer Verführung sind.

Nein, die wahre Frömmigkeit besteht in der Erfüllung des göttlichen Willens, in dem Streben nach Vollkommenheit, in dem Meiden alles dessen, was sündhaft ist und dann, was nicht oft genug betont werden kann, in der Gottesliebe, die sich in Nächstenliebe äußert.

Ein reicher Mann oder eine reiche Frau, die alle Tage in die hl. Messe gehen, aber mitleidslos gegen die Leiden ihrer Mitmenschen sind und habgierig die Hände zu- und ein hartes Herz gegen die Armen behalten, die nur an sich denken, aber kein feines Empfinden dafür haben, welche Pflichten ihnen Gott mit ihrem Reichtum, dessen Eigentümer er ja eigentlich ist, auferlegt hat, die sind nicht fromm.

Und diejenigen, die es am Kirchengehen nicht fehlen lassen, die sich aber nicht bemühen, daß ihr sittliches Leben in und außer der Ehe einwandfrei bleibt, die sind nicht fromm.

Ob nicht alle die den Vorwurf verdienen, den der göttliche Heiland den Schriftgelehrten und Pharisäern entgegenschleuderte: „Wehe euch, weil ihr übertünchten Gräbern gleicht, die von außen her schön erscheinen, inwendig aber voll sind von Totengebeine und aller Unsauberkeit. So erscheint auch ihr zwar von außen her den Menschen als Gerechte, inwendig aber seid ihr voll Heuchelei und Schlechtigkeit“.

Möchten wir doch alle den Spruch des hl. Apostels Jakobus beherzigen, worin er die wahre Frömmigkeit schildert: „Reiner und makelloser Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser, Witwen und Waisen in ihrer Trübsal heimsuchen und sich unbefleckt vor dieser Welt bewahren“.

Der Mütterverein.

Wir wissen, welche Ausdehnung gegen früher das Vereinswesen genommen hat. Von denen, die mit ihren gelehrten Köpfen die Welt mit neuen Gedanken befruchten, bis zu denen, die mit dem Fuße den Gummiball weiter stoßen, ist alles in Vereinen organisiert.

Auch die Seelsorge wendet dem Vereinswesen größere Aufmerksamkeit zu, weil sie die Macht und die Notwendigkeit der Vereine erkennt. Man ist ja noch lange nicht ganz im Reinen darüber, ob die Pflege des Vereinswesens in allem etwas Gutes ist, weil man wohl meint, es könne oft dem Vereine, der das notwendigste und wichtigste ist, der Familie schaden. Deswegen wird man ohne Frage unter den religiösen Vereinen dem den Vorzug geben und die erste Stelle einräumen müssen, der die Pflege des Familiengedankens und des Familienlebens am meisten und nachhaltigsten unterstützt, und das tut eben der Mütterverein.

Wenn je, dann ist jetzt seine Zeit gekommen. Mögen sich die Verhältnisse zwischen Kirche und Schule gestalten wie immer, sicher ist, daß der religiöse Einfluß der letzteren, wenn nicht vielfach gar ein direkt schädlicher, ohne Zweifel doch ein viel geringerer bei den Kindern sein wird, als vordem. So tritt diese Aufgabe, die ursprünglich die der Familie war, in diese wieder mit besonderem Nachdruck zurück. Der Seelsorger muß darum auch aus Kirche und Schule den einzelnen Familien wieder näher treten und in der Familie, dem Teile, dem nun hauptsächlich die religiöse Erziehung der Kinder obliegt, den Müttern.

Eifrige Priester haben längst die Wichtigkeit der Hausseelsorge erkannt, und wo ein Pfarrer in Stadt und Land sie in kluger Weise pflegt, da wird er bald eine Erstarkung des kirchlich-religiösen Lebens in seiner Gemeinde gewahren, die er sonst mit all seinen Predigten, und wären ihrer noch so viele, und wären sie noch so gut, nicht zu erreichen vermochte.

Die Leute fühlen dann, sie haben einen wirklichen Seelsorger, der die Seelen nicht an sich herantreten läßt, sondern sich persönlich um sie sorgt und sie aufsucht, der nicht blos von der Kanzel herab ermahnt und warnt, sondern der mitten in ihren Sorgen steht, und sie in der jeder Familie eigentümlichen Art empfindet und teilt. Er ahmt darin dem göttlichen Heiland nach. Wir hören nicht von ihm, daß er im allgemeinen Almosen austeilt, ja auch nur immer der großen Menge gepredigt hat, bei ihm war die Seelsorge und die Hülfe immer persönlich, individuell, wie sie für den betreffenden Fall und für den betreffenden Hülfsbedürftigen paßte.

Nun ist es ja aber nicht möglich für den Seelsorger bei den vielen Arbeiten, die er hat, fortwährend in einer lebendigen, persönlichen Verbindung mit jeder einzelnen Familie der Pfarre zu bleiben. Und doch wäre es so wünschenswert, wenn auf irgend eine Weise diese Verbindung könnte andauernd bestehen bleiben. Da bietet sich nun als Ersatz der Mütterverein dar, in dem die Mütter von Zeit zu Zeit sich in der Kirche um den Seelsorger scharen, um sich von ihm in den wichtigsten Fragen des religiösen Familienlebens und der Kindererziehung belehren zu lassen.

Durch die neuen politischen Verhältnisse sind ja nun auch die Frauen ins öffentliche Leben getreten, um durch ihre Stimme über das Wohl und Wehe des Volkes mit zu entscheiden. Und da haben denn auch die katholischen Frauen durch ihre Abstimmung gezeigt, wie sie entschlossen denjenigen entgegentreten wollen, die dem Volke und dem öffentlichen Leben die Religion

und den christlichen Glauben zu nehmen oder wenigstens überall denselben zu behindern suchen.

Aber all das könnte nichts nützen, wenn die Frauen da versagen würden, wo die Vorsehung ihnen in erster Linie ihren Platz angewiesen hat, und wo sie ihre Eigenart von jeher am segensvollsten entfalten konnten und sollten, am häuslichen Herde, im Schoße der Familie. Die religiöse und sittliche Erneuerung ist die erste Sorge und die wichtigste Aufgabe der Zukunft. Wie bei einer Pflanze, ist die erste Zelle gesund, auch Grund anzunehmen ist, daß die ganze Pflanze gedeiht, so hängt auch das Wohlbefinden der menschlichen Gesellschaft von dem guten Zustande ihrer ersten Zelle, der Familie ab.

So ist denn, noch einmal gesagt, die Zeit für die Müttervereine gekommen. Er muß und wird das Hauptmittel sein, den Bund zur Erneuerung der katholischen Familie zunächst zwischen Seelsorger und Mutter zu schmieden, aber damit auch die ganze Familie der Religion, dem Glauben und der Kirche zu erhalten. Möchten darum doch alle Mütter, die unser Blättchen lesen, sich, wenn sie es noch nicht getan, in diesen Verein aufnehmen lassen.

Eine Erwägung für die österliche Zeit.

In der ungläubigen Welt hat man von der Bedeutung des Sakramentes der Buße einen ganz falschen Begriff. Man meint, die Kirche gebrauche dieses Machtmittel, um die Gewissen zu knechten.

Es sei die Beichte nichts als ein Ausfluß der Priesterherrschaft, die die Leute in ihrer Gewalt halten, und sie durch Schreckmittel wie Tod und Hölle ganz ihren Zwecken sich dienstbar machen wollten. Als wenn der Priester dem Christen in der Beichte etwas zur Gewissenspflicht machte, was er als Katholik nicht selber als Gewissenspflicht erkännte. Als wenn die Beichte ein Eingriff sei in die Gewissen und doch hat man sich hier bloß anzuklagen über das, was einem das eigene Gewissen als Sünde erkennen ließ. Sind denn nicht für jeden katholischen Christen die Gebote die Richtschnur seines Handelns und wird sein Seelenleben vom Beichtvater nicht gerade mit dem Maßstabe dieser Gebote gemessen und nach diesem Maßstabe beurteilt? Hier im Beichtstuhl handelt es sich nicht um Geltendmachung von willkürlichen Menschenrechten, sondern von Rechten, die Gott auf den Menschen hat. Und der von Gottes Barmherzigkeit mit der Beichte verbundene Zweck ist kein anderer, als da, wo diese Rechte Gottes von einem Menschenkinde übertreten worden sind, durch ein reumütiges Bekenntnis ihm Versöhnung zuteil werden zu lassen, da die Barmherzigkeit statt der Gerechtigkeit hier auf dem Richterstuhle sitzt. Aber leider Gottes, wo Katholiken sich von der immer allgemeiner werdenden Gottvergessenheit anstecken lassen, wo Genußsucht und Mangel an Opferfreudigkeit sie wie die Weltmenschen die Bequemlichkeit lieben und das Pflichtgefühl ersterben läßt, da legen auch solche Katholiken leicht als Priesterwillkür aus, was Gottes heiliges Gesetz ist. Weil Gottes Joch ihnen unerträglich ist, reden sie sich ein, es sei von Menschen ihnen aufgelegt. Und das traurigste ist, wenn man mit solch verkehrter Anschauung sich auf die wichtigsten Gebiete des sittlichen Lebens begibt, wo zugleich die menschliche Armseligkeit und Leidenschaft und dazu noch das Mitleid und das Gefühl zu Hülfe eilen, um den schwachen von der Furcht Gottes nicht mehr durchdrungenen Menschen, ihre leichtsinnige Meinung annehmbar zu machen.

Nehmen wir nur ein Beispiel: Jeder weiß, wie die Verwilderung der moralischen Begriffe heutzutage in das Familienleben eingreift und hier die schrecklichste Unordnung in Bezug auf die Erfüllung der ehelichen Pflichten und den Kindersegen einreißen läßt. Und wenn man sich nun über die elementarsten christlichen Grundsätze hinweggesetzt hat, so verlangt man vom Beichtvater, er solle in solchen Fällen Verständnis gewinnen für diese verderbenbringenden Sitten und solle das Gebot Gottes, das in dieser Beziehung um des Wohles der Familien und der ganzen Menschheit wegen, streng sein muß, beugen zu Gunsten der menschlichen Sinnlichkeit, Willkür, Zügellosigkeit und Berechnung. Will und kann der Priester das nicht, dann schreit man über Fanatismus und Mangel an Verständnis für die heutigen Lebensbedingungen. Und doch sollte man es dem Priester besonders hoch anrechnen, wenn er und vielleicht er allein noch durch den Appell an das christliche Gewissen eine Wehr aufzurichten sucht gegen eine Flut, die mit Verderben das Leben und das Glück der Familien wie der Völker bedroht.

Nein, es gibt eine Herrschaft, die den Menschen ganz anders knechtet, als die vermeintliche Herrschaft der Kirche und des Priesters. Wer ein Knecht des Geldes geworden ist, was ist das ein armer Mensch und erst, wer ein Sklave der Wollust geworden, in welch schmählichen Ketten liegt der? Wen die Genußsucht von einem ermüdenden Vergnügen zum anderen, von einer gesellschaftlichen Verpflichtung zur anderen ruhelos daher jagt, wie wenig frei ist der? Der Zwang, den die Welt ihren Kindern auflegt, wird auf die Dauer viel mehr als ein lästiger Druck und eine würdige Bürde empfunden, als die Beschränkung und die Opfer, die Gott und die Kirche ihren Kindern auferlegt, Opfer und Beschränkungen, die, wenn man vernünftig denkt, um so mehr einem gefallen sollten, als sie die wahre Freiheit der eigenen Persönlichkeit wahren und befestigen helfen.

Hüten wir uns doch davor, moderne Ideen und Anschauungen deswegen für richtig anzuerkennen, weil viele danach leben, und suchen wir doch unser Heil nicht in dem, was den Menschen an das Materielle schmiedet.

Die Demut als Wahrheitsliebe.

Von keiner Tugend macht man in der Welt sich einen verkehrteren Begriff, als von der Demut. Man hält vielfach die Demut für Heuchelei, Kriecherei, Feigheit, Duckmäuserei, Einfältigkeit, Verkennung der Menschenwürde, ein Sichwegwerfen, eine eigentliche Unwahrheit und Unaufrichtigkeit.

Solche Anschauungen sind nur möglich, weil man nicht weiß, was Demut eigentlich ist.

Demut ist im Grunde nichts anderes als Selbsterkenntnis, und das „Erkenne dich selbst“ hielt schon der weise Sokrates für die größte Tugend. Nun ist aber dem Menschen nichts ein größeres Rätsel, als er selber, das Sichselbstzuerkennensuchen, darum ein Streben nach Wahrheit in einem Punkte, worin die Wahrheit schwer zu erkennen und noch schwerer, sie anzuerkennen ist, weil die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit sich wie ein Nebel und zugleich wie eine schwer niederzulegende Mauer sich vor diese Erkenntnis stellen.

Um aber zur Selbsterkenntnis zu gelangen, müssen wir sorgfältig trennen, was der Mensch durch Gott und was er aus sich selbst ist. Das Göttliche im Menschen ist nun etwas sehr Großes. Schon von Natur aus ist der Mensch Gottes Ebenbild und durch die Gnade sogar im wahren Sinne ein Gotteskind. Daran knüpfen sich eine Menge Auszeichnungen. Auf natürlichem Gebiete z. B. Gaben des Verstandes, Scharfsinn, Möglichkeit, sich ein großes Wissen anzueignen, Urteilskraft, Willensenergie und die durch diese Eigenschaften bedingten und erreichten Erfolge. Sich über solche Vorzüge und Leistungen freuen, darf der Mensch, nur muß er sie nicht seinem kleinen Ich zuschreiben und sagen: „Ich bin der Kerl“, sondern sie auf Gott beziehen, denn geistige Talente und Vorzüge sind ja Gottesgaben, auch die Willensenergie, die den Menschen befähigt, seinen ganzen Fleiß an irgend eine Sache zu setzen und dadurch etwas zu erreichen. Diejenige, die sich die demütige Magd des Herrn genannt, singt doch in hochherziger Freude und in jubelndem Selbstbewußtsein: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“. Und warum? „Denn Großes hat an mir getan, der mächtig und dessen Name heilig ist“.

Die Demut ist Wahrheitsliebe. Und wenn da der Mensch sich erforscht, was er selbst außer Gott und ohne ihn ist, dann hat er gewiß alle Ursache, demütig zu sein. Es ist ja gar nichts Gutes an uns, was nicht Gottes Geschenk wäre. Und wenn der Mensch sich dann die Frage vorlegt: Wie hast du diese Gaben benutzt?, wie viel Mängel und Fehler findet er da. Und wenn er sich fragt, hast du diese Gaben Gottes vielleicht nicht bloß nicht benutzt, sondern durch Sünden geradezu mißbraucht, wo ist da der, der nicht mea culpa zu sagen braucht?

Ja, die Demut macht großherzig und kühn, der Stolz macht feige. Denken wir nur an das Leiden Christi. Petrus, der Apostel, der da kühn behauptet: „wenn alle dich verlassen, ich nicht“, verleugnet seinen Meister dreimal vor einer Magd und dann macht er sich, als der Herr in angeblickt, aus dem Staube. Er hat Reue, weil er seinen Meister betrübt, aber Jesu Sache hält er doch wohl nach wie vor für verloren. Die frommen Frauen dagegen, sie drängen sich durch die Menge, stellen sich am Fuße des Kreuzes auf und bekommen furchtlos durch ihren Schmerz sich zu dem von den Menschen Verworfenen. Eine tiefe Bedeutsamkeit liegt in solchen Zügen des Evangeliums. Der Fels der Kirche erschüttert durch eine Magd und einfache Frauen, nicht furchtsam gemacht durch das Wutgeschrei der damaligen jüdischen Spartakiden, nicht abgeschreckt durch das für mitleidige Frauenherzen so furchtbare Schauspiel, wie drei Gekreuzigte sterben, sie drängen sich durch die Menge und auf dem Hügel von Golgatha hoch dastehend gaben sie Zeugnis für den, den diejenigen bis auf einen verlassen haben, die zum Zeugnisgeben berufen waren, die Apostel.

Was Frauen durch Eitelkeit gesündigt haben, das haben auf der anderen Seite Frauen durch unerschütterliche Hingebung und Verehrung gut gemacht. Es gibt nichts Stärkeres in der Welt, als das Herz einer demütigen und freimütigen Frau. Es gibt keinen höheren Preis der Frauen, als den sie unter dem Kreuze gefunden haben.

Daß gerade die demütigen Frauenseelen in ihrer hochherzigen Begeisterung für alles Edle und Gute auch heute noch berufen sind, das Bollwerk zu werden, Christentum und Kirche zu schützen, und ihren Platz einzunehmen auf dem für den Erlöser der Welt neu errichteten Hügel von Golgatha, das ist unsere feste Ueberzeugung.